

Marcel Reich-Ranicki
„Mein Leben“
Auswahlband für die Schule.
Herausgegeben und kommentiert von Volker Hage.

Ein Interpretationsansatz von Tina Rausch

Gliederung

1. Lebenslauf

2. Mein Leben

2.1 Der Auswahlband

2.1.1 Vorgeschichte

2.1.1 Inhalt des Auswahlbands

1933-1938

Schulzeit im „Dritten Reich“

1938-1945

Das Warschauer Getto

2.1.3 Wie geht's weiter?

3. Die Autobiografie

4. Gegenwelten

4.1 Heimat und Sehnsucht

4.2 Kultur und Barbarei

4.3 Liebe und Todesangst

4.4 Glaube und Judentum

4.5 Literatur, Theater und Musik

5. Der Literaturkritiker

1. Lebenslauf

Marcel Reich-Ranicki wurde am 2. Juni 1920 im polnischen Wloclawek an der Weichsel geboren. Seine Eltern, der polnische Jude David Reich und die deutsche Jüdin Helene Reich (geb. Auerbach), hatten bereits zwei Kinder: Gerda, dreizehn, und Alexander, neun Jahre alt.

1927 kam der junge Marcel an die deutsche Volksschule in Wloclawek. Da er schon als Vorschüler mit Begeisterung Bücher las, schickte man ihn gleich in die zweite Klasse. Zwei Jahre später siedelte die Familie nach Berlin um – nach dem geschäftlichen Ruin des Vaters hofften die Reichs auf die Unterstützung der dort lebenden Verwandten.

Reich-Ranicki besuchte die Volksschule in Charlottenburg, das Werner von Siemens-Realgymnasium und das Fichte-Gymnasium. Nach dem Abitur und der Ablehnung seines Immatrikulationsgesuchs an der Universität fing er als Lehrling in einer Exportfirma an.

Am 28. Oktober 1938 wurde Reich-Ranicki nach Warschau deportiert und fand Unterschlupf bei seinen bereits dort lebenden Eltern und dem Bruder. Die drei starben später im Vernichtungslager Treblinka bzw. im Arbeitslager Poniatowa. Neben Marcel Reich-Ranicki überlebte den Naziterror nur die nach England geflüchtete Schwester.

Nach der Einnahme Warschaws durch die Wehrmacht erhielt Reich-Ranicki eine Anstellung als deutscher Übersetzer bei der Jüdischen Gemeinde, dem späteren „Judenrat“ im Warschauer Getto. Von 1940 bis 1943 lebte er im Warschauer Getto. Er heiratete Teofila (Tosia) Langnas und floh zusammen mit ihr in den Untergrund. Nach der Befreiung durch die Sowjetische Armee im September 1944 traten beide der Polnischen Armee, später der Kommunistischen Partei Polens bei.

Fünf Jahre befand sich Reich-Ranicki im politischen und diplomatischen Dienst. Dieser führte ihn nach Berlin und London und umfasste auch Aufgaben für den polnischen Geheimdienst. Als Reich-Ranicki 1949 um seine Abberufung bat, wurde er in Warschau 14 Tage inhaftiert und aus der Partei ausgeschlossen.

Nun endlich machte er die deutsche Literatur – die große Leidenschaft seines Lebens – zum Beruf. Reich-Ranicki arbeitete als Lektor für deutsche Literatur, schrieb für Zeitungen und den Hörfunk, übersetzte deutsche Autoren ins Polnische, kämpfte gegen unverständliche Publikationsverbote und nutzte schließlich eine „Studienreise“ zur Flucht in die Bundesrepublik.

1958 ließ sich Reich-Ranicki zusammen mit Tosia und dem 1948 geborenen Sohn Andrew Alexander in Frankfurt nieder. Dass der bis dahin weitgehend unbekannt Mann schnell in der deutschen Literaturszene Fuß fassen konnte, ist zum einen dem Engagement befreundeter Autoren zu verdanken, vor allem aber seinen eigenen Fähigkeiten: Das erste unverlangt vorgelegte Manuskript druckte die >Frankfurter Allgemeine Zeitung< ungekürzt ab – zahlreiche weitere folgten. Aus dieser Zeit stammt der Doppelname Reich-Ranicki: Der gebürtige Reich hatte in Polen unter dem Pseudonym Ranicki veröffentlicht und kombinierte nun beide Namen.

Wenige Monate nach seiner Ankunft erhielt Reich-Ranicki eine der begehrten Einladungen zur Tagung der „Gruppe 47“, der wichtigsten literarischen Vereinigung im Nachkriegsdeutschland. Zum 1. Januar 1960 begann er als ständiger Literaturkritiker für die in Hamburg ansässige Wochenzeitung >Die Zeit<, festigte in vierzehn Jahren seinen Ruf als Deutschlands bedeutendster Kritiker und übernahm dann von 1973 bis 1988 die Leitung des Literaturteils der >Frankfurter Allgemeine Zeitung<.

1988 setzte Reich-Ranicki einen weiteren Meilenstein in seiner Karriere: Mit dem „Literarischen Quartett“, einer von ihm konzipierten und geleiteten literaturkritischen Gesprächsrunde im Fernsehen, begeisterte er Millionen von Zuschauern für die Literatur und steigerte seine Bekanntheit weit über die Literaturszene hinaus.

Reich-Ranicki, dessen Ausbildung nach dem Abitur abgeschlossen war, bezeichnet sich selbst als Autodidakt. Ihm wurden mehrere Ehrendokortitel verliehen, er lehrte als Gastprofessor an verschiedenen internationalen Universitäten, bildete Journalisten und Germanisten zu Literaturkritikern aus, ist neben seinen breit gefächerten journalistischen Tätigkeiten Autor und Herausgeber unzähliger Bücher ... und landete mit seiner 1999 erschienenen Autobiografie „Mein Leben“ seinen wohl größten Erfolg.

2. Mein Leben

Mit beinahe 80 Jahren veröffentlichte Marcel Reich-Ranicki seine Autobiografie. Der in der Literaturszene und von Autoren hoch geschätzte, aber auch gefürchtete Kritiker setzte sich damit selbst der Kritik und dem Geschmack der Leser aus.

Die Resonanz bei der Presse und beim Publikum war überwältigend: „Mein Leben“ wurde zum Welterfolg. Seit seinem Erscheinen 1999 verkaufte sich das Buch allein in Deutschland rund 1,2 Millionen Mal und wurde in 17 Sprachen übersetzt.

Mit diesem Erfolg hatte niemand gerechnet – am wenigsten der Autor selbst: Er fürchtete anfangs noch, dass von den ersten 50 000 Stück etwa die Hälfte liegen bleiben würde ...

Auszüge aus dem großen Presseecho, Interviews mit Reich-Ranicki zu „Mein Leben“ sowie Leseindrücke zahlreicher Persönlichkeiten finden sich in der beinahe 400 Seiten starken Dokumentation >Welch ein Leben< (dtv, 2000).

2.1 Der Auswahlband

Zwei Lebensphasen fanden in den fast einstimmig positiven Kritiken besonders häufig Erwähnung: Reich-Ranickis Beschreibung seiner Schulzeit im „Dritten Reich“ und seine Erlebnisse im Warschauer Getto bzw. im Untergrund.

Nüchtern, still, präzise und anrührend: Dem Autor ist es gelungen, den unsäglichen Schrecken des Nationalsozialismus in Worte zu fassen. Das Unbegreifliche begreifbar zu machen. Und vor dem Vergessen zu bewahren.

Der von Volker Hage speziell für die Schule herausgegebene und kommentierte Auswahlband umfasst ebenjene Zeit von 1933 bis 1945. Er beginnt mit dem 28. Februar 1933, dem Tag nach dem Brand des Reichstags, und endet mit dem 9. Mai 1945, der Kapitulation Deutschlands und dem damit verbundenen Ende des Zweiten Weltkriegs.

2.1.1 Vorgeschichte

„Was sind Sie denn eigentlich?“ heißt das erste Kapitel der Autobiografie. Diese Frage mit dem Zusatz „ein Pole, ein Deutscher oder wie?“ stellt 1958 der noch unbekannte Autor Günter Grass dem ebenfalls noch recht unbekanntem Marcel Reich-Ranicki bei der Tagung der „Gruppe 47“. Reich-Ranickis antwortet schlagfertig: „Ich bin ein halber Pole, ein halber Deutscher und ein ganzer Jude.“

Ein starker Satz – doch der Autor nimmt ihn im Folgenden zurück. „Hübsch“ sei dieser, mehr nicht. Reich-Ranicki fühlt sich keinem Vaterland verbunden ... aber auch nicht ganz heimatlos. Die Autobiografie ist der Versuch zu erklären, wie es dazu kam.

Auf knapp 20 Seiten berichtet Reich-Ranicki von seinen Eltern, seinen Vorfahren und seiner Kindheit im polnischen Wloclawek. Das Leben des jungen Marcel ist geprägt von Kultur: Er liest alle Bücher, die er in die Finger bekommt, lauscht dem Klavierspiel seiner Schwester und begeistert sich für die Klassikplatten des Vaters.

1929 plant die Familie ihren Umzug nach Berlin. Die Bemerkung seiner Lehrerin bleibt Reich-Ranicki ein Leben lang in Erinnerung: „Du fährst, mein Sohn, in das Land der Kultur.“ Das verheißungsvolle Land zeigt sich indes zuerst von seiner rauen Seite: Die Tante mahnt zu Zucht und Ordnung, und in der Schule regiert der Rohrstock.

2.1.2 Inhalt des Auswahlbands

1933-1938

Schulzeit im „Dritten Reich“

Der Brand des Reichstags in der Nacht zum 28. Februar 1933 markiert den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft: Eine am Tag darauf veranlasste „Notverordnung“ stellt die gesetzliche Grundlage für den politischen Terror der kommenden zwölf Jahre dar.

Reich-Ranicki besucht die siebte Klasse des Werner von Siemens-Realgymnasiums. Er und seine Mitschüler horchen auf, als der Schuldirektor in einer Versammlung verbietet „zu behaupten, die Nationalsozialisten hätten den Reichstag angezündet“. (S. 20) Dass der Direktor kurz darauf „aus politischen Gründen“ verschwindet, ist ein Vorzeichen für die drohende Zukunft. Für die Schüler ändert sich indes wenig. Als ein Mitschüler seinen Kameraden als „Drecksjuden“ bezeichnet, weitet sich dies zu einem kleinen Skandal an der Schule aus. Ein mutiger Lehrer plädiert für Gleichberechtigung – und wird zum Ende des Schuljahres versetzt. Begebenheiten wie diese lassen die Schüler zumindest ahnen, dass draußen ein anderer Wind weht.

Nach der Zwangsschließung des Realgymnasiums wechselt Reich-Ranicki im Winter 1935 ans Fichte-Gymnasium. Der Direktor, der Reich-Ranickis Mutter im Vorfeld die gleiche Behandlung aller Schüler zugesichert hatte, ist nicht mehr da: Statt seiner herrscht nun „Goldfasan“ Heiniger, ein Funktionär der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP). Doch der Schüler hat abermals Glück. „Denn auch am Fichte-Gymnasium verhielten sich die Lehrer, ob sie Nazis waren oder nicht, den Juden gegenüber alles in allem anständig und korrekt.“ (S. 44)

Gleiches gilt für die Kameraden. Trotz des erfolglosen Rassekunde-Unterrichts – der am „arischsten“ aussehende Mitschüler ist ein waschechter Jude – und trotz ihres eifrigen Engagements in der Hitler-Jugend bleiben die Knaben solidarisch: „Von keinem dieser Mitschüler habe ich je ein Wort gegen die Juden gehört.“ (S. 51)

Noch Jahrzehnte später zeigt sich Reich-Ranicki verwundert darüber – und findet doch einige Erklärungen: „Eine gewisse Rolle mag das Vorbild der Lehrer gespielt haben. Da sie sich uns Juden gegenüber stets manierlich und anständig verhielten, haben sich auch unsere Klassenkameraden manierlich und anständig benommen.“ (S. 55) Zudem kamen die Schüler des Fichte-Gymnasiums aus gutbürgerlichen Elternhäusern mit gesitteten Umgangsformen. Für viele von ihnen war in dieser frühen Phase des Nationalsozialismus „der Jude“ als Feind der Gesellschaft ein Abstraktum. Der jüdische Junge von der nächsten Bank hingegen war nicht mehr und nicht weniger als ein Klassenkamerad.

Ein weiteres Thema beherrscht den ersten Teil dieser Autobiografie: Reich-Ranickis aufkeimende Leidenschaft für die Literatur und fürs Theater. Ihren Anfang nehmen diese „großen Liebesgeschichten“ mit dem Theaterstück >Wilhelm Tell<, das er als Zwölfjähriger in Berlin besucht. Reich-Ranicki berichtet, welche Gefühle bestimmte Stücke in ihm auslösen, und zeichnet den Werdegang verschiedener Schauspieler und Regisseure vor, während und nach dem Krieg nach.

Im Unterschied zu manch anderem Schüler liebt Reich-Ranicki den Literaturunterricht: „Die Schule hat, wie sonst nur noch das Theater, mein Interesse für die Literatur von Lessing bis Gerhart Hauptmann, zumal für Goethe, Schiller und Kleist, in hohem Maße gesteigert.“ (S. 62) Während es für Juden in Deutschland immer enger wird, flüchtet er sich in die Weltliteratur und ins Theater. Es ist die Literatur, die dem Heranwachsenden eine erste Idee von der Liebe vermittelt ... bis er sie am eigenen Leib erfährt.

Bis zum erfolgreich bestandenen Abitur 1938 spürt Reich-Ranicki zwar keine Feindseligkeiten in Berlin, fürchtet aber die nächsten gerichtlichen Anordnungen gegen Juden. Der erste Teil schließt mit Reich-Ranickis Deportation nach Polen.

1938-1945

Das Warschauer Getto

In Warschau findet der 18-jährige Reich-Ranicki Unterschlupf bei seinem bereits zuvor ausgereisten Bruder und seinen Eltern. Ohne Arbeit oder Aussicht auf ein Studium fühlt er sich als „überflüssiger Mensch“. Bis zum Ende des „Dritten Reichs“ soll es noch sieben Jahre dauern. Reich-Ranicki überlebt. Sein Leben lang wird er sich fragen, warum er vom Tod verschont geblieben ist – seine Familie und Tausende andere jedoch nicht.

Auf die anfängliche Zuversicht, „dass der Krieg mit der Niederlage Hitlers und der Seinen enden werde“ (S. 154), folgen schlimme Vorahnungen. Als die Wehrmacht Warschau im Sommer 1939 schließlich besetzt, gleicht die Stadt einem Trümmerfeld. Für die Juden beginnt ein einzigartiges Martyrium: Die deutschen Soldaten jagen, verhöhnen, berauben, quälen und erniedrigen sie.

In dieser bitteren Zeit lernt Reich-Ranicki die Frau seines Lebens kennen: Teofila (Tosia) Langnas. Ihr Vater erhängt sich aus Scham über die erlittenen Demütigungen. Reich-Ranicki eilt den Angehörigen zu Hilfe. „Kümmere dich um das Mädchen“, ruft seine Mutter ihm nach. Er nimmt sie beim Wort: Die beiden bleiben zusammen. Bis heute.

Kurze Zeit nach der Besetzung ordnet die SS die Errichtung eines „jüdischen Wohnbezirks“ an und legt damit den Grundstein für das Warschauer Getto. Es folgen weitere Repressionen gegen Juden, darunter auch eine Volkszählung. Reich-Ranicki bewirbt sich als deutschsprachiger Büroangestellter – und erhält seinen ersten Job. Wenig später ergibt sich daraus eine längere Tätigkeit: Der das Getto verwaltende „Judenrat“ ernennt ihn zum Chef des „Übersetzungs- und Korrespondenzbüros“.

Von November 1940 bis Februar 1943 lebt Reich-Ranicki im Getto. Den unvorstellbaren Alltag im „Schatten der Todesangst“ beschreibt er nüchtern, ja beinahe sachlich. Doch gerade schlichte Bemerkungen wie „an die nächtlichen Schüsse und Schreie hatte man sich bald gewöhnt“ (S. 194) vermitteln eine Ahnung des täglichen Grauens.

Im Juli 1942 ordnet die SS die „Umsiedlung“ an – das Todesurteil für alle in Warschau lebenden Juden: Ziel der Umsiedlung ist das Vernichtungslager Treblinka. Angestellte des „Judenrats“ und ihre Angehörigen betrifft dies vorerst nicht. Reich-Ranicki heiratet Tosia und bewahrt sie vor der Deportation. Tausende fallen der systematischen Ermordung zum Opfer: Im Herbst 1942 sind von den rund 400 000 Juden in der ehemals größten jüdischen Stadt Europas noch 60 000 übrig.

Reich-Ranicki und seine Frau bleiben im „Restgetto“ zurück. Sie ahnen, dass es sich um eine Schonfrist handelt. Als sie sich in den frühen Morgenstunden des 18. Januar 1943 in einer riesigen Kolonne auf dem Weg zur Deportation wiederfinden, fliehen sie in allerletzter Sekunde in den Untergrund des Gettos. Wenig später gelingt es ihnen, die Getto-Grenze zu überschreiten. Flucht, Bestechung und Erpressung kennzeichnen die nächsten Wochen – bis Reich-Ranicki Bolek und Genia kennen lernt.

In dem „jämmerlichen Häuschen“ des polnischen Ehepaars überlebt das jüdische Ehepaar die restlichen 15 Monate der deutschen Besatzung. Tagsüber verbergen sie sich im Keller oder in einem Erdloch, nachts arbeiten sie für Bolek. Hungern müssen sie die ganze Zeit, manchmal gibt es am Tag nicht mehr als eine Mohrrübe: „Wir glaubten tatsächlich, die KZ-Häftlinge hätten es zumindest in dieser Hinsicht ein wenig besser als wir.“ (S. 267f)

Nach der Befreiung durch die russische Armee melden sich beide freiwillig zur Polnischen Armee. Als Gerettete halten sie es für ihre Pflicht, ihren Teil zum Kampf beizutragen, und „dass man im Militär zu essen bekam und überdies eine Uniform, mag dabei auch eine Rolle gespielt haben“. (S. 283) Auf einem Lastwagen Richtung Lublin kommt Reich-Ranicki mit einem freundlichen Polen ins Gespräch. „Mein Alter schätzte er auf knapp fünfzig. Ich war damals 24.“ (S. 283)

2.1.3 Wie geht's weiter?

Die komplette Autobiografie untergliedert sich in fünf große Teile: Auf die in den Auswahlband aufgenommenen ersten zwei folgen drei weitere.

Der Auswahlband schließt mit „Der erste Schuss, der letzte Schuss“. Im Original ist dieses Kapitel der Auftakt zum dritten Teil, der die Jahre 1945 bis 1958 umfasst. Hier berichtet Reich-Ranicki von seiner Zeit in Polen, seinen politischen Tätigkeiten und von seiner Wiederentdeckung der deutschen Literatur. Verschiedene Treffen mit bedeutenden deutschen Autoren wie Anna Seghers, Bertolt Brecht und Heinrich Böll beeindruckten ihn zutiefst. 1957 reist Reich-Ranicki erstmals in die Bundesrepublik, spricht mit vielen Schriftstellern und Journalisten und beschließt, alles zu tun, „was in meiner Macht war, um Polen und die kommunistische Welt zu verlassen“. (ML, S. 380)

Der vierte Teil beginnt mit der Ankunft am Frankfurter Hauptbahnhof am 21. Juli 1958. Auf den folgenden 150 Seiten erzählt Reich-Ranicki, wie er in der deutschen Literaturszene Fuß fasst und sich als Kritiker einen Namen macht. Das nachdenkliche Kapitel „Walter Jens oder Die Freundschaft“ handelt von seiner jahrzehntelangen „Telefon-Freundschaft“ mit dem Rhetorikprofessor und Philologen aus Tübingen. Die Gründe für die Entzweiung bleiben im Dunklen, Reich-Ranickis Trauer darüber nicht.

Teil fünf umspannt die Jahre 1973 bis 1999. Reich-Ranicki übernimmt den Literaturteil der >Frankfurter Allgemeinen Zeitung< und fühlt sich am Ziel: „Rund fünfzehn Jahre nach meiner Rückkehr hatte ich endlich einen Posten im literarischen Leben Deutschlands und vielleicht den wichtigsten.“ (ML, S. 480) In kleinen Episoden schildert er seine persönlichen Eindrücke von Wolfgang Koeppen, Max Frisch, Erika Mann und vielen anderen. Und neben der Literatur zieht sich noch ein Thema durch die gesamte Autobiografie: Seien es gedankenlose Bemerkungen, unerwartete Begegnungen, demonstrative Abneigung oder gezielte Verleumdung – auch Jahrzehnte nach dem Nationalsozialismus ist es für Reich-Ranicki nicht immer leicht, als Jude in Deutschland zu sein. Mit einer Liebeserklärung an seine Frau Tosia, die seit über 60 Jahren an seiner Seite lebt, endet die Autobiografie. „Ist ein Traum“ ist mit zwei Seiten das kürzeste Kapitel im gesamten Buch. Und das bewegendste.

3. Die Autobiografie

Stefan Effenberg, Daniel Küblböck, Franziska van Almsick, Dieter Bohlen, Thomas Gottschalk und Udo Jürgens. Sie alle haben es getan. Die Nennungen sind zufällig, die Liste ließe sich beliebig fortsetzen: In Deutschland boomt die „Promi-Autobiografie“. Dabei steht außer Frage, dass so manches autobiografische Bekenntnis der letzten Jahre an Qualität zu wünschen übrig lässt. Was also macht eine gute Autobiografie aus?

Das Wort Autobiografie stammt aus dem Griechischen und setzt sich aus „autos“ (selbst), „bios“ (Leben) und „graphein“ (schreiben) zusammen: Jemand schreibt über sein Leben. Die Form ist in dieser kurzen Definition nicht festgelegt. Eine Autobiografie ist als Gedicht, Brief, Tagebuch oder Kurzprosa denkbar. Am häufigsten ist die längere Prosaform, in der der Autor sein Leben im Rückblick nachzeichnet. Dabei kann er sich auf die schlichte Aneinanderreihung von Erlebnissen beschränken. Er kann seinem Bericht aber auch zusätzliche Welthaltigkeit verleihen, indem er ihn in einen größeren geschichtlichen, psychologischen, politischen oder religiösen Zusammenhang stellt.

Die Autobiografie gewinnt weiter an Qualität, wenn der Autor möglichst wahrheitsgetreu erzählt und sein eigenes Verhalten kritisch hinterfragt. Objektivität gegenüber der eigenen Person ist ein hoher Anspruch – doch genau hier liegt der oft fließende Übergang zum (autobiografischen) Roman. In Letzterem verpflichtet sich der Autor weniger der Wahrheit als vielmehr der künstlerischen Struktur: Wenn es der Geschichte dient, erfindet er Erlebnisse hinzu oder deutet sie um. Eine gewisse Auswahl zu treffen ist bei einer Autobiografie hingegen legitim, ja manchmal sogar notwendig: „Mein Leben“ umfasst 553 Seiten, für Reich-Ranicki wäre es nach eigenen Aussagen ein Leichtes gewesen, mindestens 2000 Seiten zu füllen.

Jahrelang hat Reich-Ranicki auf die Frage nach seiner Autobiografie ablehnend reagiert. Er habe keine Lust, die volle Wahrheit über sich preiszugeben, er wolle aber auch kein verlogenes Buch schreiben. Ein weiterer Grund war die Furcht vor der Erinnerung: „Aber meine Erlebnisse im Krieg, im Warschauer Ghetto, nach der Flucht aus dem Ghetto – darüber schreiben heißt: das Ganze noch einmal irgendwie in Gedanken erleben. Davor habe ich Angst.“

Reich-Ranicki hat sich der Herausforderung gestellt. Bei der Niederschrift seines Lebens griff er nur auf wenige Aufzeichnungen zurück. Die Hauptquelle war sein Gedächtnis, seine Frau das wichtigste Korrektiv. Einzig seine Erinnerungen an das Warschauer Getto hat er mit einer wissenschaftlichen Studie abgeglichen. „Ich wollte mir Klarheit verschaffen über mich und meinen Weg“, sagte Reich-Ranicki in einem Interview nach der Veröffentlichung. „Eine Autobiographie schien mir hierzu gut geeignet. Ich habe vieles erlebt, das, so glaube ich, von allgemeinem Interesse ist und was nicht verloren gehen sollte.“

Die Rezensenten bezeichneten Reich-Ranickis Autobiografie als „Geschichtenbuch“ und „Epochenbuch“, der „Tagesspiegel“ zählte es sogar „zu den großen Geschichtserzählungen unseres Jahrhunderts“. „`Mein Leben` ist voll von kleinen Geschichten, die helfen, die große Geschichte besser zu verstehen“, schreibt Volker Hage im Vorwort zum Auswahlband. Mehr kann eine Autobiografie nicht leisten.

4. Gegenwelten

„Aber von einer feindlichen, bestenfalls frostigen Welt umgeben, sehnte ich mich, bewusst und unbewusst, nach einer Gegenwelt.“ (S. 91)

Die folgenden Themenkreise bestimmten Reich-Ranickis Leben maßgeblich. Die Zitate und kurzen Einführungen in diese Leitmotive sollen als Einstieg und Interpretationsgrundlage dienen.

4.1 Heimat und Sehnsucht

„Von Anfang an fiel ich aus dem Rahmen, ich war ein Außenseiter. Dass es so bleiben würde, konnte ich schwerlich wissen: In welcher Schule ich auch war, in welcher Institution ich auch gearbeitet habe, ich passte nie ganz zu meiner Umgebung.“ (ML, S. 21)

Reich-Ranickis Geburtsland Polen war die Heimat seines Vaters. Beide – Land und Vater – blieben dem Sohn ein Leben lang eher fremd. Die Mutter, eine deutsche Jüdin, wollte eine an der jüdischen Religion orientierte Erziehung verhindern und schickte ihren Sohn auf eine deutsche Schule. Der bereits in jungen Jahren Bücher lesende Reich-Ranicki besuchte gleich die zweite Klasse und weckte dort den Neid seiner Mitschüler. Als die Familie 1929 nach Berlin umsiedelte, wurde es für den jungen Marcel nicht einfacher – im Gegenteil. Auf der Volksschule sahen die Mitschüler in ihm „den Ausländer, den Fremden“, der anders gekleidet war und ihre Spiele nicht kannte. „Also war ich isoliert. Schlichter ausgedrückt: Ich gehörte nicht dazu.“ (ML, S. 31)

Auf dem Gymnasium sorgten dann die Nationalsozialisten dafür, dass sich Reich-Ranicki unzugehörig fühlte: Als Jude wurde er von Schulfeiern, Ausflügen und Sportwettkämpfen ausgeschlossen, Freundschaften mit nichtjüdischen Schülern hörten langsam auf. (Vgl. S. 35) Im Lauf der Zeit wuchs die Angst vor weiteren Anordnungen und Gesetzen, „die mein Leben hätten verdüstern, ja zur Hölle machen können“. (S. 135) Auf der Suche nach Anschluss trat Reich-Ranicki kurzzeitig dem Jüdischen Pfadfinderbund Deutschlands bei, lernte allerlei, musste aber feststellen, dass er wieder fehl am Platze war. (Vgl. S. 41)

Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit durchzieht Reich-Ranickis gesamte Autobiografie. So bezeichnet er beispielsweise Thomas Manns „Tonio Kröger“ als Lehrbuch für alle, „die mit ihrer Unzugehörigkeit nicht zu Rande kommen“ und erkennt sich selbst in Tonio Kröger „der an seiner Unzugehörigkeit leidet und wie ein Fremdling im eigenen Haus lebt“. (Vgl. S. 81f)

Das nationalsozialistische Deutschland lehnte den jungen Mann ab, weil er Jude war – eine Zugehörigkeit von Geburt an, mit der er sich selbst nie ganz identifizierte. Doch als Reich-Ranicki 1938 Berlin in Richtung Warschau verließ, war er zumindest im Besitz einer geistigen Heimat, der er sich für immer verbunden fühlte: „Denn ich hatte aus dem Land, aus dem ich nun vertrieben wurde, die Sprache mitgenommen, die deutsche, und die Literatur, die deutsche.“ (S. 143)

4.2 Kultur und Barbarei

„Sollte ich mit zwei Namen andeuten, was ich als Deutschtum in unserem Jahrhundert verstehe, dann antworte ich, ohne zu zögern: Deutschland – das sind in meinen Augen Adolf Hitler und Thomas Mann. Nach wie vor symbolisieren diese beiden Namen die beiden Seiten, die beiden Möglichkeiten des Deutschtums. Und es hätte verheerende Folgen, wollte Deutschland auch nur eine dieser beiden Möglichkeiten vergessen oder verdrängen.“ (S. 83)

Zu den von Reich-Ranicki hochgeschätzten Schriftstellern gehört Thomas Mann: Die Erzählung „Tonio Kröger“ prägte ihn maßgeblich, seit der Lektüre der „Buddenbrooks“ hat er den Autor „bewundert und verehrt“. (Vgl. S. 81)

Im Februar 1937 las eine kleine Gruppe von Regimegegnern gemeinsam einen offenen Brief von Thomas Mann, geschrieben aus dem Schweizer Exil. Der 16-jährige Reich-Ranicki lauschte atemlos und empfand Erleichterung und Dankbarkeit, dass sich der von ihm verehrte Autor eindeutig gegen das „Dritte Reich“ stellte. Thomas Mann nannte es eine Kühnheit der Nazis, sich mit Deutschland zu verwechseln, und sehnte die Zeiten herbei, in denen die Deutschen nicht mehr mit den Nazis verwechselt werden wollten. Thomas Mann sollte im Verlauf des zweiten Weltkriegs zur „repräsentativen, zur weithin sichtbaren Gegenfigur“ Hitlers werden. Für den jungen Reich-Ranicki bestätigte er bereits mit diesem Brief seine Symbolkraft für das andere Deutschland: das Land der Kultur. (Vgl. S. 82f)

Die Barbarei der nationalsozialistischen Machthaber bekam Reich-Ranicki dann in Polen am eigenen Leibe zu spüren. In Berlin lebte er zwar in der Angst vor der drohenden Zukunft, hatte aber keine Misshandlungen zu ertragen. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Warschau musste er hingegen tatsächlich um sein Leben fürchten: „Jeder Deutsche, der eine Uniform trug und eine Waffe hatte, konnte in Warschau mit einem Juden tun, was er wollte.“ (S. 169) In dem Kapitel „Die Jagd ist ein Vergnügen“ beschreibt Reich-Ranicki auf erschütternde Art und Weise, „wozu Menschen fähig sind, wenn ihnen unbegrenzte Macht über andere Menschen eingeräumt wird“. (S. 170)

Natürlich waren nicht alle Deutschen gleich grausam: Reich-Ranicki unterhielt sich beispielsweise mit einem zuvor brutalen Soldaten ausführlich über Fußball. (Vgl. S. 168f) Und es waren nicht nur die Deutschen grausam: Nach Reich-Ranickis Flucht aus dem Getto erwiesen sich viele Polen als skrupellos, rabiat und gefährlich. (Vgl. S. 261ff)

Besonders nachdenklich stimmte Reich-Ranicki sein eigenes Verhalten inmitten der Barbarei. Zusammen mit Tosia bezog er im Getto die Wohnung eines Paares, das kurz zuvor ins Vernichtungslager Treblinka deportiert worden war. „Aufs Höchste verwundert, aufs Tiefste beschämt, gestehe ich: Wir hatten keine Skrupel, wir kannten keine Hemmungen, wir brauchten keinen Widerstand zu überwinden. [...] Hatte das Unmenschliche, dessen Zeugen und Opfer wir alle waren, auch uns unmenschlich gemacht? Jedenfalls waren wir abgestumpft: Wir hatten sehen müssen, wie die Unsrigen zu den Zügen nach Treblinka getrieben wurden.“ (S. 250)

4.3 Liebe und Todesangst

„Ich habe gespürt, dass die Liebe ein Segen ist und ein Fluch, eine Gnade und ein Verhängnis. Wie von einem Blitz wurde ich von der Erkenntnis getroffen, dass Liebe und Tod zueinander gehören, dass wir lieben, weil wir sterben müssen.“ (S. 101)

Mit dreizehn oder vierzehn Jahren sah Reich-Ranicki >Romeo und Julia< auf der Bühne. Er war nicht vorbereitet – die Tragödie traf ihn mit voller Wucht: „Vielleicht hing es auch mit dieser Ahnungslosigkeit zusammen, dass mich ‚Romeo und Julia‘ fast aus der Fassung brachte, fast bis zur Sprachlosigkeit.“ (S. 100) Die Geschichte zweier junger Liebenden, die bereit sind füreinander zu sterben, hat ihn nachhaltig beeindruckt: „Erst an diesem Abend begriff ich, was Liebe ist.“ (S. 100)

Nur wenige Jahre später, mit 19, lernte Reich-Ranicki in Warschau Tosia kennen. Der Selbstmord ihres Vaters brachte sie einander näher. Die erste Begegnung war also alles andere als romantisch – und doch der Beginn einer lebenslangen Liebe. Schon bei der Beerdingung am nächsten Tag rückte Reich-Ranicki dem jungen Mädchen nicht mehr von der Seite. „Wir beide empfanden es schon als selbstverständlich, dass wir an diesem düsteren, diesem regnerischen Tag im Januar 1940 zusammen waren. Und wir blieben zusammen.“ (S. 181)

Der Tod, der am Anfang dieser Beziehung stand, sollte auch in den folgenden Jahren ihr ständiger Begleiter sein: „Auf der Liebe im Getto lastete an jedem Tag und in jeder Stunde die Frage, ob wir morgen noch das Leben hatten. Unruhig war sie und schnell, ungeduldig und hastig. Es war die Liebe in den Zeiten des Hungers und des Fleckfiebers, in den Zeiten der schrecklichsten Angst und der tiefsten Demütigung.“ (S. 200)

Heute bangen junge Leute um die Beständigkeit ihrer Liebe, damals fürchteten die Liebenden um ihr Leben. Reich-Ranicki und Tosia haben alles füreinander riskiert – und sie haben gemeinsam überlebt. Am 22. Juli 1942 heiratete Reich-Ranicki seine Freundin und bewahrte sie vor der sicheren Deportation. Kurze Zeit später bot sich für Tosia die Möglichkeit, alleine aus dem Getto zu fliehen. Sie lehnte sofort ab. Im Herbst 1942 landete Tosia aus ungeklärten Gründen auf dem „Umschlagplatz“. Von dort gab es nur ein Ziel: das Vernichtungslager Treblinka. Reich-Ranicki konnte seine Frau im letzten Moment retten. Die gemeinsame Flucht aus der Kolonne Richtung „Umschlagplatz“ im Januar 1943 verdankte sich wiederum der beherzten Reaktion Tosias: „Schon wollte ich fliehen, doch den tödlichen Schuss befürchtend, zögerte ich noch einen Augenblick. Da zernte mich Tosia aus der Reihe.“ (S. 255)

Es gab andere Frauen in Reich-Ranickis Leben – die Liebe zu Tosia blieb bestehen. Im letzten Kapitel „Ist ein Traum“ lässt der Autor auf zwei Seiten beinahe 60 gemeinsame Jahre Revue passieren: „Immer wieder haben wir versucht, unsere Trauer zu vergessen und unsere Angst zu verdrängen [...] Wir haben viel Leid erfahren, und viel Glück wurde uns geschenkt. Doch was auch geschah, an unserer Beziehung hat es nichts geändert, nichts.“ (ML, S. 553)

4.4 Glaube und Judentum

„Einer jüdischen Maxime zufolge kann ein Jude nur mit oder gegen, doch nicht ohne Gott leben. Um es ganz klar zu sagen: Ich habe nie mit oder gegen Gott gelebt. Ich kann mich an keinen einzigen Augenblick in meinem Leben erinnern, an dem ich an Gott geglaubt hätte.“ (S. 27)

In Reich-Ranickis Elternhaus spielte der Glaube keine bedeutende Rolle. Die Mutter war an Religion gar nicht, an ihrer jüdischen Herkunft kaum interessiert. Der Vater ging zwar in die Synagoge und wünschte die regelmäßige Begleitung seines elfjährigen Sohnes, akzeptierte dessen Weigerung jedoch klaglos. „Ich konnte nicht begreifen, dass erwachsene Menschen mehr oder weniger stumpfsinnige Texte murmelten und dies auch noch für ein persönliches Gespräch mit Gott hielten.“ (S. 25)

Reich-Ranickis Großvater, ein Rabbiner, durfte am Sabbat weder selber das Licht anschalten noch jemanden darum bitten. Daher empfing er den Enkel mit den Worten: „Hier ist es so dunkel.“ (Vgl. S. 29) Eine derartige Einhaltung der Gebote fand der Knabe höchst fragwürdig – und bis heute hat sich nichts daran geändert: „Das ist es, was ich an der mosaischen Religion nicht ertragen kann: ihre Weigerung und Unfähigkeit, unzählige seit Menschengedenken existierende, aber längst sinnlos gewordene Gebote und Vorschriften abzuschaffen oder zumindest zu reformieren.“ (S. 28)

Ausführungen wie diese mögen wie ein Pamphlet gegen das Judentum erscheinen. Vor allem aber verdeutlichen sie, dass der „typische Jude“ nicht existiert. Es gibt keine Gemeinsamkeiten zwischen assimilierten, also angepassten Juden wie Reich-Ranicki, und orthodoxen Juden, die streng nach ihrem Glauben leben. Besonders drastisch trat dies im Warschauer Getto zutage: „Es waren Welten, die, ohne Berührungspunkte miteinander zu haben, sich gegenseitig wenig achteten, wenn nicht gar verachteten.“ (S. 197) In der größten jüdischen Stadt Europas, in der rund 400 000 Juden auf engstem Raum zusammenlebten, hatte Reich-Ranicki keinerlei Kontakt zu jiddisch sprechenden Mitbürgern.

Trotz oder wegen der Distanz zum praktizierten Glauben – Jude zu sein ist für Reich-Ranicki ein Lebensthema. Die Erinnerung verfolgt ihn, verbunden mit dem diffusen Gefühl der Schuld am Überleben: „Wer zufällig verschont wurde, während man die Seinen gemordet hat, kann nicht in Frieden mit sich selber leben.“ (S. 287) Doch auch heute, Jahrzehnte nach dem „Dritten Reich“, fühlt sich Reich-Ranicki im täglichen Leben regelmäßig mit Antisemitismus, Vorurteilen und Klischees über Juden konfrontiert.

Reich-Ranicki steht zum Judentum. Und er steht auch zu seiner Sehnsucht nach einem ganz natürlichen Dasein, wie er 1999 im Interview mit Mathias Döpfner für >Die Welt< verrät. Hätte er die Wahl, „dann würde ich selbstverständlich als Nichtjude geboren werden wollen. Da gibt es keinen Augenblick des Zweifels. Es ist kein Vergnügen, einer Minderheit anzugehören. ... Sie wissen nicht, was man für einen täglichen Kummer hat.“

4.5 Literatur, Theater und Musik

„Ich begriff, dass sich in der Literatur etwas finden und erkennen ließe, dessen Bedeutung nicht zu überschätzen sei – man könne sich selber finden, seine eigenen Gefühle und Gedanken, Hoffnungen und Hemmungen.“ (S. 116)

Lesen faszinierte Reich-Ranicki von klein auf. Er verschlang Romane und lebte in den Geschichten. Damit unterschied er sich noch nicht von anderen Kindern. Doch Reich-Ranicki las Bücher wie >Oliver Twist< oder >Robinson Crusoe< erheblich früher als seine Altersgenossen und begeisterte sich schon als Kind für ein mehrbändiges deutsches Konversationslexikon. Als Dreizehn- oder Vierzehnjähriger war er vollends entflammt: „Ein extremes, ein unheimliches Gefühl hatte mich befallen und überwältigt. Ich war verliebt. Halb zog sie mich, halb sank ich hin – ich war verliebt in sie, die Literatur.“ (ML, S. 35)

Im vom Nationalsozialismus überschatteten Berlin boten die Literatur und wenig später das Theater dem Jugendlichen Schutz und Asyl, Beistand und Zuflucht: „Alles interessierte mich brennend, ich saugte es förmlich auf. Die Theatervorstellungen prägten meine Existenz und markierten meinen Alltag.“ (S. 89)

Die Leidenschaft für diese „Gegenwelten“ ging so weit, dass nicht nur Reich-Ranickis Verwandte befürchteten, er könnte über all seinen Büchern das echte Leben vergessen: „Die Furcht, nur in der Literatur zu leben und vom Menschlichen ausgeschlossen zu sein, die Sehnsucht also nach jener schönen, grünen Weide, die ringsumher liegt und doch unerreichbar bleibt, hat mich nie ganz verlassen. Diese Furcht und diese Sehnsucht gehören zu den Leitmotiven meines Lebens.“ (S. 81)

Die Literatur vermittelte Reich-Ranicki eine erste Idee von der Liebe ... und spielte in eigenen Herzensangelegenheiten eine wichtige Rolle. So tauschte sich der Gymnasiast in stundenlangen Balkongesprächen mit der dreißigjährigen blonden Lotte über die Literatur, eigentlich aber über die Liebe aus. (Vgl. S. 119ff) Gustawa, seine Kollegin im „Übersetzungs- und Korrespondenzbüro“, beeindruckte ihn nicht zuletzt zutiefst, weil er sich mit ihr über die französische und russische Literatur austauschen konnte. (Vgl. S. 224f.) Und an Tosia fiel ihm als Erstes auf, dass ihr Literatur „offenbar nicht gleichgültig“ war. (Vgl. S. 173f.)

„Ich habe eine Ehe mit der Literatur und eine Liebesgeschichte mit der Musik,“ sagte Reich-Ranicki in einem Interview. Einst wurde die Musik beinahe lebenswichtig – für ihn und viele andere: Die Konzerte im Warschauer Getto vermittelten den Menschen Geborgenheit und schenkten ihnen einige Minuten Glück. „Mir will es scheinen, dass in unserem ganzen Leben Musik niemals eine derartige Rolle gespielt hat wie in jener düsteren Zeit.“ (S. 214)

Trotzdem blieb es die Literatur, die sich wie ein roter Faden durch Reich-Ranickis Leben zog: „Ob ich es wollte oder nicht, wohin ich kam, da war deutsche Literatur.“ (S. 289) Im Warschauer Versteck hielt er seine Lebensretter Bolek und Genia bei Laune, indem er ihnen nächtelang Kurzversionen von Romanen, Novellen und Dramen erzählte. (Vgl. S. 271ff.) Als ersten Befehl bei der polnischen Armee überprüfte er ein ins Polnische übersetztes Brecht-Gedicht. (Vgl. S. 288f.) Und als sich Reich-Ranicki 1958 für ein Leben in Deutschland entschied, war er zwar arm, wusste aber um den Wert seines einzigen Besitzes: „Ich hatte wieder einmal nichts, gar nichts – nur dieses unsichtbare Gepäck, die Literatur, die deutsche zumal.“ (ML, S. 392)

5. Der Literaturkritiker

Wenn wir in unserer Freizeit zu einem Buch greifen, entscheiden wir meist nach den ersten Seiten, ob es uns gefällt oder nicht, lesen dann weiter oder legen es beiseite. Die Qualität des Buches ist dafür mitverantwortlich – den Ausschlag gibt unser ganz persönlicher Geschmack. Ist es grundsätzlich möglich, Literatur nach allgemein gültigen, über individuelle Vorlieben hinausgehenden Kriterien zu beurteilen?

Die Anfänge der Literaturkritik lassen sich bis zum Beginn des Schrifttums zurückverfolgen. Damals setzte man sich mit Gleichgesinnten mündlich oder schriftlich über Literatur auseinander – heute versteht man unter Literaturkritik „die Vorstellung, Besprechung, Beurteilung, Deutung und Wertung aktueller zeitgenössischer Literaturwerke, d.h. Neuerscheinungen, und ihrer Autoren in der öffentlichen Auseinandersetzung in den Medien“. (Gero von Wilpert: „Sachwörterbuch der Literatur“, Stuttgart 2001)

Als gebräuchlichstes Format hat sich die Rezension durchgesetzt, ebenso üblich sind Interviews, Autorenporträts, Essays, Reportagen oder Buchtipps, etwas seltener Literaturbriefe, (fingierte) Dialoge oder Glossen. Anders als in England oder Frankreich steht die Literaturkritik in Deutschland in einem Spannungsverhältnis zur Literaturwissenschaft. Letztere unterstellt der Literaturkritik Oberflächlichkeit bzw. eine zu subjektivistische, also zu wenig wissenschaftliche Herangehensweise. Tatsächlich ist die Ausbildung zum Literaturkritiker nicht festgelegt. Nicht zuletzt aufgrund der meist recht niedrig ausfallenden Honorare üben viele Schriftsteller, Journalisten und Literaturwissenschaftler literarische Kritik nur nebenberuflich aus.

Den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit kann und will die Literaturkritik nicht aushebeln: Sie verfolgt in erster Linie praktische Zwecke und möchte das Publikum für ein Werk oder einen Autor begeistern ... oder vor der Lektüre warnen. Jeder Literaturkritiker lässt sich dabei auch von seinen Vorlieben leiten. Wenn er darüber hinaus alle notwendigen Informationen zu Buch bzw. Autor liefert, rational argumentiert und die Kriterien seiner Beurteilung offenbart, ermöglicht er dem Leser zumindest, sein Urteil nachzuvollziehen.

Selbst der Großkritiker Marcel Reich-Ranicki macht aus seinen persönlichen Vorlieben keinen Hehl. Doch wenn er von Thomas Manns >Tonio Kröger< schwärmt, vergisst er nicht zu erwähnen, dass es sich um eine „unvollkommene und vielleicht sogar fragwürdige Erzählung“ handelt. Einst übte sie eine prägende Wirkung auf ihn aus, und bis heute ist sie ihm eine der liebsten. (Vgl. S. 81)

Er sei „egozentrischer als ein Metzgermeister“, betonte Reich-Ranicki in einem Interview 1999: „Die Literatur- und Theaterkritiker sind besonders eitel, weil sie Urteile fällen, ohne über einen Kodex zu verfügen. Sie urteilen vor allem mit ihrem Gefühl, also müssen sie sich selber äußerst wichtig nehmen.“

Erste Erfahrungen als Kritiker, wenn auch für Musik, sammelte Reich-Ranicki im Warschauer Getto – und empfindet noch Jahrzehnte später seine unverfrorene öffentliche Beurteilung der erfahrenen, teils renommierten Musiker als „starkes Stück, genauer: eine Frechheit“. (Vgl. S. 210) Dass er sich nach seinem Abitur alles selber beibringen musste, bewertet er nicht unbedingt als positiv: „Es ist möglich, dass manche, seien es bedauerliche, seien es vorteilhafte Eigentümlichkeiten meiner literaturkritischen Arbeiten mit diesem Autodidaktentum zusammenhängen.“ (S. 188)

Seit beinahe 50 Jahren ist Reich-Ranicki als Literaturkritiker in Deutschland tätig. Er ist ein einflussreicher Mann – und das nicht immer zur Freude von Autoren, Kollegen und Kontrahenten. Doch keine Sekunde lässt er Zweifel aufkommen, warum er stets bemüht war, möglichst viel Macht im literarischen Leben Deutschlands zu erlangen: „Ich bildete mir ein und glaube es immer noch: zugunsten der Literatur.“ (ML, S. 491)

Zitiert nach:

Reich-Ranicki, Marcel / Hage, Volker: **Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben**
Auswahlband für die Schule. Herausgegeben und kommentiert von Volker Hage.
München 2005

Reich-Ranicki, Marcel: **Mein Leben**, München 2003 (ML)